



Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

Erzählung von Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Marianne ging auf Hauschuhen mit einem leinen Schürzen ab und zu. Sie hatte keinen leichten Gang; aber Michel wunderte sich über das klattliche, breitfüßige Weib mit dem eigentümlich hellen Haar, das der Better sich ausgefucht hatte.

Da erwachte Jost Denier. Er fuhr mit der unverletzten Hand auf die Tischplatte und in die Luft ward so die Brauen über den erloschenen Augen hoch, so daß sie unter der Stirnbinde vorrückten; dann blies er die Näskern auf wie ein witterndes Tier und laute. Wer da sei, fragte er.

Marianne war auf ihn zu. „Der Better ist angekommen,“ sagte sie.

„Guten Tag, Jost,“ grüßte Michel mit der selben suchenden Bewegung streckte Denier die Hand aus. Michel trat zu ihm und ergriff sie. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Hast — hast du mich noch erkannt?“ fragte Denier. Gleich darauf stieß er ein zorniges Nechzen und dann einen Fluch aus, der so heftig und deutlich war, daß selbst Michel ihn verstand. „Sei ruhig, Jost,“ mahnte Marianne. Der Krüppel würgte und biß an dem herum, was ihn erregte. Nach einer Weile wurde er herr darüber. „So ein Leben“ karrte er noch. Darauf hieß er Michel sich setzen, und nach einer kleinen Pause begann er ruhiger zu sprechen.

Als er drei Sätze lang zugehört hatte, sah Michel sich vorlegen nach Marianne um. Er gab sich Mühe, aber er begriff nicht, was der andere sprach.

Denier mit dem scharfen Spürsinn des Blinden bemerkte die Bewegung.

Er erregte sich abermals. „Setze dich zu uns, Marianne,“ befahl er mit zitternder Unwirklichkeit in seiner schweren Zunge.

Gelassen setzte sich Marianne zwischen die Männer. Nun begann Denier zu er-

kären, warum er Michel gerufen hätte und was er von ihm wollte. Nur selten erfasste der Angekommene sofort, was er meinte. Marianne aber nahm ihrem Manne die Worte von den Lippen und verdeutlichte sie dem andern:

„Hier bist Du nicht nötig, hier wäre sie schon fertig geworden, die Frau. Sie wußte sich selber zu helfen. Und Meß, der Knecht,

und dort eine Erklärung hinzu. Und ebenso ruhig nahm Michel entgegen, was sie ihm schilderte, nickte einmal dazu oder sogte ein paar Worte, so gedente er es anzugreifen und so und so. Zum erstenmal seit ihrem Hiersein empfing Marianne ein Gefühl der Zufriedenheit und Ruhe. Sie hatte das Hauswesen Deniers kennengelernt, den Knecht und die Mägde unter ihre Hand genommen, aber sie stieß auf Miß-

trauen, sah, daß, wo sie nicht war, manches nicht ging, wie es sollte, daß insbe'ondere der einträglliche Viehhandel dantedtag. Nun lag neben ihr einer, der den Eindruck der Uneigenmächtigkeit machte. Vertrauen zu verdienen schien und Verständnis für keine Aufgabe zeigte. Michel Denier tat Marianne wohl; er war der erste, der etwas Freies und Offenes hatte und der ihr nicht wie ein heimlicher Wideracher erschien. Auch ihr Mann begann dann die Aussicht auf eine gedeihliche Fortführung seiner Geschäfte, die sich ihnen im Verlauf der Unterredung auftat, wohlthätig zu empfinden. Er lag stiller als sonst auf seinem Stuhl, hörte aufmerksam zu und nickte manchmal zu dem, was die beiden anderen sprachen. Als Michel später aufstand, um nach der Kammer zu gehen, die ihm Marianne zeigen ließ, murmelte der Blinde lechterer zu: „Der ist der Rechte, Frau, das ist der Michel.“

Neues Werden

Wie die Bäume, die schutzlos lehnen,
gegen die Lust in ermüdender Blütenlast,
wie die saatschweren Felder sich dehnen
und die harrrende Mutter in ruhloser Rast,

So schwer und müd ist die Welt geworden,
müd von den Dingen, die noch nicht sind ...
müd von den Taten der heimlosen Horden,
die in ihr treiben, und müde vom Wind.

Über auch wie die Bäume, die immer schwellen,
deren Blähen nie endigt, von Sonne gesengt,
wie die Frucht, in deren Zellen
das Blut nach neuem Blähen drängt,

Ja, wie die Blüten im Licht der Stunden
im Taumel des Blähens, frühlingssbezecht
aufwirbeln und deden der Erde Wunden —
so prägt die Zeit ein neues Geschlecht!

Nach dem Holländischen
des E. J. Keil

Julius Zerfas.

weiß Bescheid. Aber da ist der Handel. Er hat zugenommen. Es muß einer viel im Land herum. Und da ist das viele Land im Berg. Eine Frau kann nicht überall sein.“

So schilderte Denier, scharf nachdenkend, seine Lage. Eine gewisse Hast lag in seiner Art zu sprechen, und er saß in sich hineingefauert auf seinem Stuhl.

Die beiden anderen hielten die Arme auf den Tisch gelegt. Marianne sprach ruhig, und mit klarem Verständnis fügte sie da

„Ich glaube, daß er gut für uns sein wird.“ gab Marianne zurück.

Schon bald nachher hörte sie, wie Michel mit Meß, dem Knecht, sprach, sah ihn in Arbeitskleidern stehen und freute sich, daß er mit Zugreifen nicht zögerte.

Michel rechtfertigte ihre gute Meinung. Er war schon am nächsten Tag früh auf Deniers Bergeligen. Am Abend brachte er Nachricht vom Stand des Viehes und vom Gebahren der Knechte. Auf die folgende

haus und blieb über einem Kartenspiel bis an den Abend aus. Moissa, die Köchin, war über Land gegangen. Verwandte besuchten. So besorgte Marianne mit Hilfe der Heinricha, was im Hause nötig war. Nach Dunkelwerden vermischte sie plötzlich die junge Magd. Sie ging ihr nach, und als sie sie im Hause nicht fand, schritt sie nach dem Stall hinüber. Die Tür zu diesem stand offen. Der Schein von Melks Laterne, die tragend am Boden stand, beleuchtete die Schwelle und lag rot auf den runden Pflastersteinen des Eingangs. Marianne erreichte die Tür von der Seite her. Ehe sie selbst gesehen wurde, erblickte sie die Heinricha, die bei dem Knechte stand. Sie tuschelten und neckten sich. Wenn der Knecht mit listlichem Drängen dem Mädchen zärtlich tat, zierte sich dieses noch und wand



Französischer Uhrständer (eingelagerte Arbeit)

sich los. Aber es lief nicht davon. Eine Art Eier nach der Berührung des Mannes lag in ihrem Wesen.

Marianne stieß die Tür an, damit sie ihre Nähe merkten. „Es gibt zu tun drüben,“ sagte sie mit starker Stimme zur Magd.

Die beiden stoben auseinander. Meiß machte einen Büßling. Heinricha schlich sich mit hängendem Kopf hinweg.

Marianne kümmerte sich nicht weiter um den Knecht, sondern folgte dem Mädchen, verlor jedoch kein Wort weiter über die Sache.

Im Nachsteffen hatten Meiß wie die Magd verlegene Gesichter. Ersterer verdoppelte seine Unterwürfigkeit, sobald Mariannes Blick auf ihn fiel. Durch die Scheu der Heinricha aber brach eine heiße, heimliche Freude. Manchmal glänzten ihre Augen.

Marianne zürnte nicht. Es gehörte sich nicht, daß die Magd aus der Arbeit stief; aber — das andere — das Tändeln mit dem Knecht erschien ihr harmlos; im letzteren lag fast eine Entschuldigung für das erstere. So sprach sie nicht mehr von dem Vorfall, wie die Schuldigen vielleicht erwartet hatten. Es war aber seltsam, daß sie selbst Marianne, ihre Gedanken nicht davon abbraute. In der Nacht, als sie im Bette lag, suchte

das Bild sie heim, wie Knecht und Magd beieinander gestanden. Sie stellte sich vor, daß die beiden einander heiraten würden und sagte sich, daß sie, Marianne, einen wie den Meiß nicht möchte. So nahm sie mit ihrem eigenen Innern unwillkürlich Anteil an dem Vorkommnis.

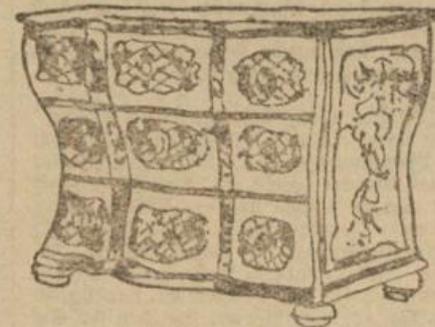
Von da an war ihr Blick für das geschärft, was zwischen den zwei Liebesleuten vorging. Sie beobachtete und sah, wie die junge Heinricha gleichsam von einem Fieber

befessen war. Das Blut wogte dieser unter der farblosen Haut. Wo sie konnte, stellte sie sich dem Meiß in den Weg. Marianne fühlte eine eigentümliche Unruhe in sich. Es löste sich abzähllich in ihr etwas aus, was sie bedrängte. Sie war sich über das Gefühl nicht klar. Halb war es Reid auf die Heinricha, halb ein Verlangen, das sie nicht begriff und von dem ihr schwill wurde. Sie wollte sich zwingen, das Gebaren der zwei Verliebten zu übersehen. Aber es half ihr nicht. Sie gewahrte ihre Blicke, ihre heimlichen Zeichen, hörte sie flüstern und zärtlich tun und wußte dabei nicht einmal, ob sie Wirkliches erlauchte, oder ob, was sie vernahm, nur in ihrer Einbildung lebte. „Du bist nicht bei Laune tonight,“ schmälte Denier eines Tages.

Marianne drehte sich jäh nach ihm um. Sie fühlte, wie heiß ihr wurde. Warte er etwas von dem, was ihr zu schaffen machte? Bitterte er? Es hieß, Blinde hätten ein feines Gefühl für anderer Empfindungen. „Wieso?“ fragte sie.

„Was weiß ich,“ stichelte er zurück. „Wieso“ fängt es an, dir langweilig zu werden bei dem Menschenscherben, der da — da in dem Stuhl liegt.“

„Klag nicht immer,“ erwiderte Marianne. Das war richtig. Seine Klagehaftigkeit und Unzufriedenheit wuchs von Woche zu Woche.



Eingelagerte Rotokotommode

Intarsia.

Die Technik der Intarsia war bereits dem Altertum bekannt. Diese in das Holz der Möbel eingeleigten Verzierungen aus verschiedenartig gefärbten Hölzern, aus Metall, Perlmutter oder Elfenbein errigten dann später, im Mittelalter, den Eifer der italienischen Tischler, welche, besonders in Oberitalien, die Möbel und getäfelten Wände damit schmückten. Sie setzten auf den Holzflächen mosaikartige Muster aus drei und viereckigen Stücken hell gefärbten Holzes, aus Elfenbein und gefärbten Knochen, zusammen. Diese „Certosinamöbel“ (nach dem Kloster Certosa bei Pavia so genannt) wurden im 15. Jahrhundert auch in Spanien hergestellt.

Zur Blüte gelangte die Intarsia in der Renaissance. In dieser Kunstperiode legte man ganze Landschaftsbilder, Architekturdarstellungen, Blumen- und Rankenmuster in die Holzflächen ein. Im 16. Jahrhundert kam die Intarsia über die Schweiz nach Deutschland, wo sie mit Eifer gepflegt wurde.

Es sind Beispiele solcher Werke der Tischlerkunst erhalten, welche die Kunstfertigkeit und die Geschicklichkeit der alten Meister beweisen. Gegenstände, welche in ihrer sauberen exakten Ausführung und tadellosen Technik als musterträchtig bezeichnet werden können. Die Kunststädte Augsburg und Nürnberg taten sich besonders in der Herstellung schöner Intarsien hervor. Hatte man in der Frührenaissance in Italien vorzüglich die Chorstühle und Chor-

wände mit eingelegetem Holz geschmückt. So verwendete man diese Technik in Deutschland mehr für kleinere Möbel, wie Tischen und Truhen, in denen das Silber aufbewahrt wurde. Auch die Kabinett- oder Kommodenschränke aus Ebenholz, die mit Hähern und Schiebblenden reich ausgestattet waren und welche die Liebhaber der vornehmen Haussitten trugen häufig kostbaren Intarsienmaler aus Elfenbein und Metalle.

Sämtliche Außen- und Innenwände solcher Schränke waren vollständig mit Intarsien verziert, auch die Schubläden und Fächer trugen denselben Schmuck. Als Motive wählte man neben den Landschafts- und Architekturbildern auch figürliche Darstellungen. Die eingeleigten Holz waren gelb und braun, letzterer grün gefärbt. Im Norden, in Holland und am Rhein, ging man dazu über, auch größere Schränke und andere Möbel, ja auch Tischen, mit eingelegeten Arbeiten zu schmücken. Man verwendete hier sehr kostbare Marmor aus Bismontanzen, zwischen denen Bögel und andere Tiere eingeordnet waren. Die eingeleigten Arbeiten, die man nun „Marfeterien“ nannte, wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts oft in Ebenholz mit Elfenbein ausgeführt. Auf diese Weise entstanden sehr schöne Schwarzweißwirkungen. Man bewahrt in den Museen derartige kostbare Kästen und kleine Schreine, die über und über mit Ornamenten und Figuren bedeckt sind. Auf den weißen Elfenbeinformen wurden notwendige dunkle Linien durch geschwärzte Gravierungen betont.

Im 17. Jahrhundert verlor die Marfeterie dadurch, daß man buntes Metall, Gestein und Schildkröt dazu verarbeitete. Die hiermit erzielten Wirkungen konnten mit den edlen und einfachstilvollen Arbeiten, der vorangegangenen Epoche nicht Schritt halten. Das 18. Jahrhundert verwendete



Französischer Schreibtisch mit Einlagen

zu dem genannten Material dann auch noch zahlreiche künstlich gefärbte und gebrannte Hölzer. Die Technik wurde zu dieser Zeit virtuos gehandhabt. Viele noch erhaltene, mit Intarsien geschmückte Betten, Schreibtischen, Tische und andere Möbel zeugen davon.

Außer an den Möbeln fand die Intarsia auch vielfach Verwendung zum Schmuck der Wäffen. Man legte Perlmutter, Hirschhorn, Messing und Eisen in die Schilde der Gewehre und Armbrüste ein. Die eingefügten Metalle wurden außerdem noch häufig mit Gravierungen verziert.



Intarsia von einem deutschen Renaissancefonselbrant

Woche fiel ein Markt im Hauptort eines Nachbarlandes. Er besah ihn und handelte so vorteilhaft, daß Denier zu Marianne meinte, er würde selbst nicht besser geschäftig haben. Dabei überhub der neue Helfer sich nicht. Er hatte nichts Unterwürfiges in seinem Wesen, ließ erkennen, daß er mehr der Verwandte des Hausherrn, aus einer Art Gefälligkeit sein Knecht war, aber er tat nichts, ohne Denier und Marianne davon gesprochen zu haben. Wenn er vom Berg oder einem Markte zurückkam, erzählte er so lebhaft von seinen Erfahrungen, daß die anderen meinten, dabei gewesen zu sein. Sie gewahrten aber auch, daß er sich bei ihnen einlebte und den eigenen Tausch nicht bereute; denn je seltener er im Hause war, um so vergnügter zeigte er sich, wenn ihn Arbeit darin zurückhielt. Er, der mit einer dem Gesinde unlieblichen Hartnäckigkeit auf Ordnung in allen Dingen sah, hatte im Hause nichts auszuweisen.

„Du hast eine tüchtige Frau genommen,“ sagte er eines Abends zu Denier, als sie allein in der Stube saßen. „Sie hat immer alles getan, wenn einer sehen will, was es zu tun gibt.“

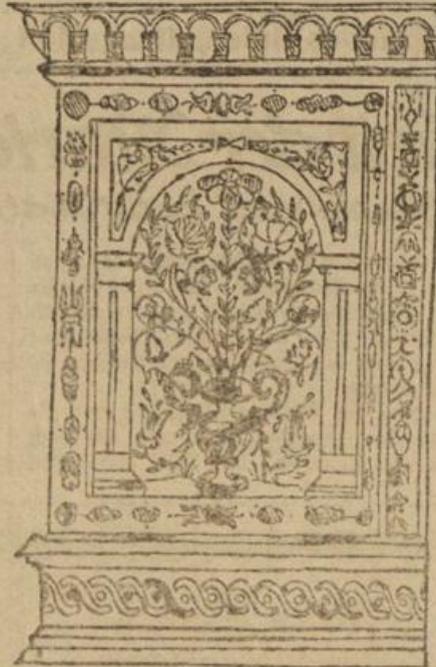
Dem war so. Marianne wußte, was sie wollte. Sie lebte sich in Seedorf ein und, so fremd sie den Dörflern blieb, so ließ sie sich nicht merken, daß sie sich als Fremde unter ihnen fühlte. Sie machte ihre Einkäufe bei Metzger und Bäcker, handelte bei einem Nachbar um Holz, bei einem anderen um Stroh und fand auf ihren Gängen eine Hütte voll Krankheit und Armut, in die sie darob ihre Hilfe trug. Auch hier begnadete ihr die Leute mit einer mißtrauischen Zurückhaltung. Sie waren rauh, larg und verschlossen. Auf ihren harten Säunen lag etwas mit dem grauen Stein, an dem das Tal überreich war, Verwandtes. Marianne aber fühlte sich gestählt durch die große, düstere Umgebung, in der sie lebte. Die Seedorfer traten in Türen und Fenster, wenn Jost Deniers Frau durch die Gasse schritt. Sie stießen sich an und meinten, sie habe eine eigentümliche Schönheit an sich, das sonderbar reiche blonde Haar, die schielenden Wimpern und die breite, volle Gestalt.

Indessen kam der Winter über das Land.

Es war schön, wie in diesem Jahre das Winter anhub. Der Herbst hatte ungewöhnlich lange gedauert. Eines Morgens war der Himmel zwar noch blau, wie er viele Wochen lang gewesen, aber es zogen einzelne graue Nebelschiffe den Bergen nach. Ein Sturm, von dem das Tal noch nichts wußte, fuhr dann über die Höhen. Dann kamen weiße Wolken durch den Himmel gefahren. Sie strichen heran und eilten vorüber, eine endlose Schar, wie Kasse stehend vor Peitschenschlägen. Bald darauf ging durch Seedorf wieder das Wirbeln weller Blätter, und als Marianne, durch den Sturm aufmerksam gemacht, ans Fenster trat, waren die Berge verhangen und ein feiner Regen stäubte auf die Dächer. Am anderen Tag standen die Höhen verschneit, herab bis an den Waldsaum. Seedorf lag an der Grenze eines weiten Winterlandes. Diese Grenze rückte langsam, langsam tiefer. In dem Zögern, mit dem der Winter herabstieg, lag fast etwas wie Bedauern: „Ihr schmäht mich doch, wann ich zu euch komme!“ Den Dörflern unten aber war es, als müßten sie gutmütig nicken: „Komm nur, alter, harter Freund, deine Zeit ist da!“

Es wurde Sonntag, und dieser Sonntag war weiß. Der Schnee lag auf Dächern und Straßen, und die Fenster leuchteten von seines Helle.

Denier hatte seinen Platz im Lehnstuhl inne. Er saß in dumpfem Schweigen da, in sich zusammengekauert wie immer. Michel rückte sich einen Stuhl zu einem der Fenster, war zum Kirchgang fertig, nur den Rock hatte er noch nicht an. Die weißen Ärmel des neuen Hemdes schimmerten, und die schweren Schuhe glänzten. Auch sein dichtes Haar hatte einen Glanz von Wasser und Fett. Der Sonntag sah ihm aus jeder Kleiderfalte. Er nahm eine Zeitung und begann zu lesen. Marianne trat herein und ging durch die Stube in die Nebenkammer. Als sie zurückkam, sagte sie: „Ich



Teil eines Renaissancestuhles mit Intarsia

schicke alle in die Kirche; ich besorge selber, was zu besorgen ist.“

Denier murmelte eine unverständliche Antwort. Eine eigentümliche Unruhe überkam ihn, als bedrängte ihn Mariannes Nähe. Er tauschte auf ihre Schritte, wie sie ins Nebenzimmer gingen und zurückkamen, wie sie die Wohnstube wieder verließen, und schien noch lange nach ihnen zu horchen, als sie längst die Tür hinter sich zugemacht hatte. Alle seine Gedanken beschäftigten sich mit seinem Weibe. Vielleicht war es die Sonntagsstille, die ihn dazu führte, vielleicht war das seit Wochen seiner Gedanken Weg. Plötzlich fuhr er nach Michel herum.

„Sieht sie immer noch so frisch und hell aus?“ fragte er lenen.

Michel, der sich allmählich in sein Fallen gefunden, fragte über seine Zeitung hin: „Wer?“

„Die Marianne,“ antwortete Denier ungeduldig.

Der andere legte die Zeitung auf den nächsten Stuhl, die sonderbare Frage senkte ihn ab. „Frisch,“ jagte er nachdenklich, während die Gestalt der Marianne zum erstenmal deutlich vor sein inneres Auge trat. „Wie eine Ledige sieht sie aus.“

„Breite Hüften,“ murmelte Denier, „und starke Arme und wie ein Schein ist es in ihrem haumigen Gesicht.“

Er sagte das so, als ginge er hinter Marianne her, betrachte sie mit hungrigen Blicken und wiese mit läppischem Finger auf ihre Schönheiten.

Michel wußte nicht mehr was antworten. Er wunderte sich über Deniers Wesen. Und Mariannes Bild gewann noch immer an Deutlichkeit. Da empfand er ein Unbehagen, es wurde ihm heiß, er wußte selber nicht woher.

„Wie eine Ledige hast Du gesagt,“ fuhr der Blinde plötzlich wieder auf. Er tastete mit der Hand nach dem anderen. „Du, Du, Michel! Das ist sie eben, und wird es bleiben. So hat es mir die Kraft zerhauen in einem Augenblick. So — —“

Ein Bündel Holz stand auf dem Tisch. Denier streifte ihn mit der Faust, mit der er in der Luft herumfuchtelte. Und als er ihn fühlte, packte er ihn, stieß einen Wust aus und warf ihn blindlings an die nächste Wand, daß er mit Krachen zerpfitterte.

Michel stand auf. „Hoho,“ sagte er abwehrend und zornig. Aber selbst der Wustanfall des Kranken vermochte nicht, ihn völlig von dem Bann zu befreien, in dem er sich befand und der ihn noch immer das Bild der Marianne sah und nah vor Augen haben ließ.

Da stand die Letztere selber in der Stube. „Was gibt es denn?“ fragte sie, auf die Scherben blickend, „ich dachte, die Stube siele zusammen.“

Denier holte sich in dem einen Ausbruch erschöpft. Er fluchte nur noch heimlich in sich hinein.

Marianne begann die Scherben aufzuheben, wobei Michel ihr half. „Rein, nein, nein,“ sagte sie mit mißbilligendem Kopfschütteln, „das ist kein Betragen, das!“

„Wenn Du so geschlagen wärst,“ zankelte Denier.

„Ungebuld macht das Unglück nicht kleiner,“ antwortete sie. Ihre Rollen waren vertauscht. Nicht er, der Mann und der Ältere hatte mehr die Ueberlegenheit, sie war der stärkere Teil von beiden.

Als sie sich vom Boden aufrichtete, streifte ihr Arm den Michels. Der stammelte ein Wort, als ob er sich entschuldigen wollte, das Herz klopfte ihm dabei, und das machte ihn zornig. Er stieß ein kurzes, knurrendes Räuspfern aus.

Marianne achtete nicht auf ihn. Sie schaffte die Scherben aus der Stube, kam wieder herein und sprach immer noch mit klaren und scharfen Worten von Deniers wachsender Unfeindschaft. „Du darfst Dich nicht so gehen lassen, Mann! Du schadest Dir selber damit und verrennst Dich in Deine Unzufriedenheit. Was Gott einmal geschickt hat, muß ertragen sein.“

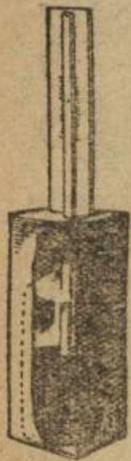
„Habe ich recht oder nicht?“ wendete sie sich zuletzt an Michel.

Der sah in ihr helles, freies Gesicht. „Natürlich,“ murmelte er, sich wegwendend. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. War es nicht eine Ungerechtigkeit, daß die junge Frau da zeitlebens an den unleidigen Krüppel gebunden sein sollte?

Denier sah in geschäftigem Schweigen da. Dann verließ Marianne die Stube.

Der Sonntag gebieh zum Mittag und Abend. Marianne verwischte den Eindruck der Szene vom Vormittag, murrte den Blinden aus, dann und wann ihn lachend, selbst mit einer scherzenden Berührung aus seinem Brüten aufrüttelnd. Michel war in der Kirche gewesen, ging darauf ins Wirts-

Ein Wasserbarometer, bei dem das Quecksilber durch Wasser ersetzt wird, kann man sich leicht selbst herstellen. Man könnte es wohl nach der Art des Quecksilberbarometers tun, aber da wäre ein Wasserrohr von etwa 10 Meter Höhe nötig, die niemand von uns herstellen kann. Drum müssen wir die Geschicht beim anderen Ende anfangen und erhalten auch ziemlich leicht ein Wetterglas, aber wohl gemerkt, eins, das umgekehrt wie die anderen Barometer seine Aufgabe löst. Füllt die Wasserläufe, so ist hoher Luftdruck, demnach gutes Wetter zu erwarten, steigt die Wasserläufe, so ist der Luftdruck schwach und schlechtes Wetter in Aussicht. Die Einrichtung kann kaum einfacher sein. Wir nehmen eine weithalsige Flasche und füllen sie bis zur Hälfte mit gefärbtem Wasser; das Wasser muß gefärbt sein, damit der Stand in der Röhre leicht zu erkennen ist. In diese Flasche bringen wir eine Glasröhre, die an beiden Seiten offen ist, so weit hinein, daß sie einige Zentimeter in das Wasser reicht, und schließen sie am Flaschenhals mit Hilfe eines Korkes, am besten eines Gummikorkes, luftdicht ab. Auf diese Weise ist die Luft, die in der Flasche über dem Wasser steht, völlig abgetrennt. Hierauf füllen wir die Röhre so mit ebenfalls gefärbtem Wasser, daß oben etwa 15 Zentimeter Raum bleibt. Nun ist die Hauptsache, eine Skala anzulegen, um den einwirkenden Schwankungen des Wasserpiegels nachzusehen zu können. Wir wollen hierbei ab, bis ein anderes Barometer die örtliche Durchschnittshöhe zeigt, und merken diese an der Wasserhöhe an, beobachten dann längere Zeit die Schwankungen unter weiten Vergleich mit dem gleichen Barometer, bis wir endlich eine richtige Skala an der



Glasröhre anbringen können. Dabei ist natürlich das umgekehrte Verhältnis der Wettervorhersage zu berücksichtigen und es ist, um leicht vorkommende Verwechslungen zu vermeiden, angebracht, die Bezeichnungen schönes Wetter (unten) bzw. schlechtes (oben) zu vermerken. Ueber das umgekehrte Verhältnis müssen wir uns nämlich immer klar sein, und deshalb sei der Unterschied mit der entsprechenden Begründung wiederholt. Ist der Luftdruck schwach und sinkt das Quecksilberbarometer, so steigt das Wasser in der Röhre, weil die in der Flasche eingeschlossene Luft einen größeren Druck als die äußere besitzt und sich ausdehnen versucht, und infolgedessen das Wasser in der Röhre in die Höhe treibt; wird der Luftdruck stärker, wobei das Quecksilberbarometer steigt, so wird die Luft in der Flasche zusammengedrückt, nimmt infolgedessen einen geringeren Raum ein und das Wasser sinkt in der Röhre. Die Ursache und der Zusammenhang werden nun verständlich sein, sie sind doch sehr einfach. Von Zeit zu Zeit muß das Wasserbarometer aber richtig eingestellt werden, d. h. ein wenig Wasser nachgefüllt werden, da durch die Verdunstung des Wassers in der Röhre kleine Unregelmäßigkeiten eintreten werden. Dies läßt sich mit Hilfe eines Quecksilberbarometers, einer gut hergestellten Einteilung (Skala) und etwas Vorsicht leicht tun. Wer auf gefällige Ausstattung Wert legt, wird sich mit der geschriebten notwendigen Einrichtung nicht begnügen, sondern zum Schluß und zur Bieder wenigstens ein Holzstäbchen

um die Flasche bauen, an dem er auch die Skala befestigen kann wie es die Abbildung zeigt.

Im D-Zug „Bitte Platz nehmen, ferrrrrig“

Schnaubend und aufgereggt rast noch eine dicke Madam über den Bahnsteig, neben ihr her ein Landsturmann mit mindestens sieben Kisten.

Man da rin, Tonert, los
Schwapp, fällt sie in unser Abteil. Die Wagenreihe setzt sich eben in Bewegung, hinter Toni her klappern die Päckchen durch das Fenster.

Jetzt erst schaut sich das Tonert um, empört, daß es so voll ist, sie keinen Sitzplatz findet. Mit ihren Blicken macht sie jeden einzelnen verantwortlich, daß der auch im Abteil ist und sogar früher da war als sie.

„Eine Schande wenn man kommt, is es überfüllt. Erst nehme uns de Männer, un wenn man mal hinfährt, sin 'se voll.“

Sie meint jedenfalls die Jüge. Der junge Mann am Fenster aber denkt unvorsichtigerweise, es bezieht sich auf die Männer, er lächelt vergnügt vor sich hin.

„Sie brauchen sich noch zu grüenen, Sie, Sie ham's jut. Sie kennen lachen, unsere Männer müssen Soldat spielen und bluten, Sie fahr'n spazieren.“

Der Herr in der Ecke löst sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Und dann überhaupt, biet' en doch keener mehr von die Herrchens eenen Platz an, man kann mit de Beene über die Schultern antommen, man muß stehen, bis du umfähr.“

„Ist Ihr Mann schon lange im Kriege?“ fragt sie eine Dame. Auf diese Anrede hat die Dicke nur gewartet. Wie ein geschickter Jongleur greift sie die Frage auf; von nun an erzählt sie ohne Unterbrechung mit einer Geschwindigkeit, daß der geübteste Parlamentsstenograph den Weltstanz bestüme. Wir erfahren, daß ihr Mann seit September 1917 schon hier im Landsturmbataillon auf dem Bureau sitzt, daß ihr Geschäft gut geht, sie führt es allein, sie haben sich schon etwas zurückgelegt, dreimal in der Woche besucht sie ihren „Juska“, er hamstert, sie schlächt, der Sohn ist Leutnant, die Tochter beinahe verlobt, sie haben ein Haus wie eine Villa, die Tochter hat auch eine mit einem Worten überhaupt, wo die wohnt, gib't's noch Butter für zwölf Mark! ...

Das geht, als wenn hinten einer drückt und vorn ein anderer den Vorbrei herauszieht wie eine Papierrolle zu Faschnacht.

Es braucht niemand mehr zu fragen. In 25 Minuten wissen wir außerdem, ob sie mit Erlösa geimpft ist, daß ihr Mann ein Halodri war und noch ist, aus dem sie erst was gemacht hat, daß ihr Sohn so erzogen ist, daß er vor besseren Damen im Wagen aufsteht.

„Ist die nächste Station Raumburg?“ fragt der Herr im Winkel, der vorhin gelacht hat.

Es wird bejaht. Nun steht er auf. Alle sehen, wie er ein künstliches Bein, einen steifen Arm hat und am Hebergieher verschiedene Ordensauszeichnungen trägt.

Die Frau wird gar nicht verlegen. Der Invalide aber wendet sich beim Aussteigen lächelnd an sie: „Geln's, grüßen Sie mir Ihren Halodri, er möchte mit seinem kostbaren Blut sparsam umgehen, grüßen Sie auch Ihren Sohn, der so gut erzogen ist, überkauft, Grüß Gott!“

Da setzt sich die Frau auf ihren Druckpunkt und sagt, aber so, daß es der junge Mann noch hören kann:

„So was is eene Freiheit. Der hat

doch nur een Been verloren. Ich kenne eenen, der hat alle brede Beene abgenommen getriegt, so was, was der sich einbild't.“

Dann erzählt sie weiter von Fleischpreisen, Schneiderarbeit, Seidenstoffen, Erbsenbohnen usw.

In Halle stieg sie aus, die Toni. Da haben wir erst mal gründlich gelüftet. L. t.

Der größte Topf der Welt fast mehr als 3107 Liter; er ist nicht in Buzlau, wie uns zu unserer unlängst gebrachten Abbildung richtigstellend mitgeteilt wird, fabriziert worden, sondern in Raumburg am Queis.

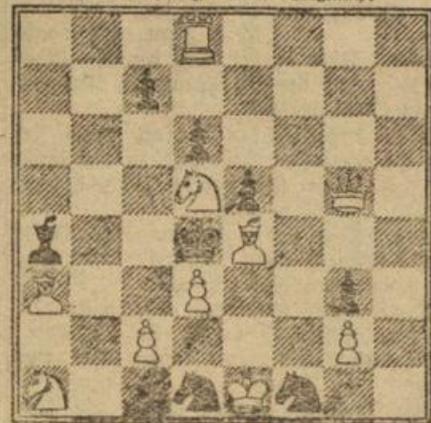
Neue Bücher. Johann Ferchs vielgelesener Roman „Ritter“ (Preis geb. 2 M.) ist in neuer Auflage unlängst im Verlage der Buchhandlung „Vorwärts“ zu Berlin erschienen.

Schach.

Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 21.

Geom. Schuma, Becken (Original).



Wart in 2 Zügen.

Weiße: Kd5, Dd4, Ld4, Lc3, Rd4, Ra4, Rd1, f1, e4, Sa1, d5; Bauern: e4, f4, g4, e3, c2, d3, g2.

Feindgrüne Dörfer! Durch eine Anwendung des Genossen Dr. Leo Kronz und einiger Berliner Schachfreunde sind 20 Feindgrüne mit dem „Mitteilungsblatt“ des Deutschen Arbeiter-Schachbundes gestiftet worden. In die ersten 20 Feindgrünen Einsender richtiger Lösungen unseres heutigen Problems werden diese Feindgrünen verteilt. Einmal die Einsendungsfrist am 15. Dezember dieses Jahres. Feindgrüne: genaue und deutlich geschriebene Mithradreße.

Lösung Nr. 20, N. Löffelträger: 1. Dd5-c6, f6xg6; 2. Dc6-e7, f6d4-g4; 3. Dc7-e4, L... f4-g5; 4. Dc5-e7, f5-g4; 5. Lg6xg6.

Johannes Kohn, dessen 75. Geburtstag wir in unserer Spalte Nr. 14 gedenken, ist wie uns mitgeteilt wird, am 5. Oktober gestorben. Durch den Tod unseres Mitteilers im Problemwesen hat die deutsche Schachbewegung einen wertvollen Verlust erlitten. Eine genaue Würdigung seiner Verdienste um das Schach und seine Literatur muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Zweckspringerpiet im Nachzuge (Gespielt am 30. September im „Café Germania“, Berlin.)

Weiße: Dofentaf. 1. e2-e4, e7-e5, 2. Sc1-f3, Sc3-e6, 3. Sf1-g4, Sc5-f6, 4. d2-d4, e5x4, 5. 0-0, d7-d6, 6. Sc3-g5, Sc6-e5, 7. Dd1x4, d8-e7, 8. f2-f4, Sc5-e4.

Schwarz: Schirm. 9. Dd4x4, 0-0, 10. e4-e5, d6x5, 11. f4x5, e6-d5, 12. Sb1-c3, Sb3xc3, 13. Sc5x7, Dd8-d4, 14. Dc4x4, Sc5-e2, 15. Rg1-h1, Sc2x4, 16. Weiß gibt auf.

Verliefen: Neudruck G. W. Das eingefasste Bild ist leider nur eine unvollständige „Mittlung“. Nehmen Sie die Stellung in die Mitte des Brettes mit einem besseren Anleitungswege. Brechen G. W. Stellung und Idee ist gut. Nur ein etwas weniger in die Augen fallender Einleitungsang mühte gefunden werden. Versuchen Sie es mal. Alle Schachfreunden sind zu rufen an N. Dehlfeldger, Berlin N., Hochhäuser Str. 10.